Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 22

Artikel: Vor zwanzig Jahren...

Autor: Christen, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639315

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kaufen und etwas anderes zu übernehmen. Mochten sich andere, beherztere mit dem unheimlichen Treiben des toten Tedesco auf irgend eine Art abzufinden suchen. Nachdem auch die Beschwörung des extra herbestellten Talpfarrers und eine bedeutende Geldspende für die Mission nichts gefruchtet, entschloß sich der geplagte Bauersmann zur freiwilligen Versteigerung seiner ja doch nunmehr mit einem Fluche belasteten Liegenschaft. Aber siehe, trotzdem dieselbe als eine der bestgelegensten und rentabelsten des ganzen Distriktes bekannt war, erschien am Auktionstage kein Mensch. Auf unerklärliche Weise war die Gespenstergeschichte — wahrscheinlich noch arg aufgebauscht — überall hin verbreitet worden. Und kein Mensch begehrte eben mit dem Geiste eines Selbsttöters in persönliche Berührung zu kommen.

Mittlerweile pfiff der tote Korporal immer weiter. Und zwar nicht nur des Nachts, sondern auch bei Tage. Aber merkwürdigerweise stets nur bei windigem Wetter.

Auf alles hinauf kam auch noch die Maul- und Klauenseuche in den Stall, und der Kreistierarzt entschied, der sämtliche Viehstand, sechs Kühe, müsse geschlachtet werden. Und um das Maß des Unglücks voll zu machen, stellte sich auch noch die Grippe ein, worauf man eines Tages — der Korporal pfiff wieder mal seine schauerlichen Triller, so daß die Träger vor Schrecken fast den Sarg fallen ließen — die Hausmutter auf den Talfriedhof hinaustragen mußte.

Noch einmal versuchte es daraufhin der unglückliche Witwer mit einer Steigerung, aber mit dem gleichen Mißerfolg wie das erstemal.

Eines winddurchbrausten Abends, als es unterm Dache droben wieder besonders grell trillerte, so daß der Bauer stöhnend den geplagten Kopf mit beiden Händen rieb, trat unversehends der Knecht vor seinen Padrone hin: „Wie wäre es, Meister, wenn Ihr das Höflein mir verkaufen würdet. Wenn's ja sonst doch niemand will? Ich biete Euch blanke fünftausend Franken dafür, in barer Münze. Ich gedenke mich nämlich nächstens zu verheiraten und dann würde ich mich gleich hier ansiedeln."

Mit weitaufgerissenen Augen starrte der Bauer seinen Knecht an, um endlich hervorzustoßen: „Was? Du willst meinen Hof kaufen? Und für nur fünftausend lumpige Fränklein? Ich bezahlte seinerzeit achtzehntausend dafür, merke dir das. Und dabei hatte das Geld dazumal noch mehr Kaufwert. Und dann das Gespenst? Glauben du und deine Zukünftige das aushalten zu können?"

„Das ist eine Sache der Gewohnheit", replizierte der Knecht. Und hierauf bearbeitete er seinen bisherigen Meister derart und so lange, bis sich dieser tatsächlich mit dem lächerlich niedrigen Verkaufspreis einverstanden erklärte.

Nach Monatsfrist zog der Bauer mit Kindern und Möbeln aus dem Tal, und der bisherige Knecht setzte sich mit seiner frisch angetrauten Frau in den verlassenen Hof.

Dem neuen Besitzer schien aber auch nicht besonderes Glück blühen zu wollen. Seine fürs Land etwas zu zarte Gattin starb ihm schon im ersten Wochenbett samt dem Kindlein. Und eines Tages beim Holzen zerschmetterte ein mächtiger stürzender Kastanienbaum ihm selber das rechte Bein. Eine Amputation desselben wollte er aber um keinen Preis geschehen lassen. „Lieber sterben, denn als Krüppel weiter vegetieren", war sein endgültiger Bescheid an den Arzt im Bezirkskrankenhaus. Darauf brachte ihn eine schwere Infektion aufs letzte irdische Lager.

Als sein unvermeidliches Ende nahte, verlangte er einen Notar zur Abfassung des Testamentes. Und daraufhin einen Geistlichen. Diesem schien er etwas ganz Absonderliches anvertraut zu haben ... Item, derselbe begab sich nach dem Tode des Verunglückten in Begleitung von zwei Amtspersonen nach dem einsamen Bauerngute. In dem auf dem Estrich befindlichen Taubenschlag eingebaut fanden die Herren einen blechernen „Follen", wie die konisch geformten, einfachen Milchseihapparate in der deutschen Schweiz genannt werden. Das breitere Ende dieses Gegenstandes war gegen außen, ins Freie gerichtet — und zwar auf der Wetterluftseite des Hauses — während in die enge innere Oeffnung recht geschickt eine der vernickelten Trillerpfeifen eingebaut war, wie sie im Bahn- und Militärdienst Verwendung finden. Die „Gespenstergeschichte" lag nun klar da: Der durch die weite Follenöffnung hereinblasende Wind hatte jeweilen die Pfeife je nach seiner Stärke zu lauterem oder leiserem Tönen gebracht.

Der damalige Knecht und spätere Besitzer hatte diese „Geistereinrichtung" installiert, um den Bauern zu vertreiben und gleichzeitig den Kaufpreis möglichst herabzudrücken ...

Aus dem noch gleichen Tages geöffneten Testamente ging hervor, daß als Sühne der auf so unlautere Weise erworbene Hof samt und sonders seinem früheren Besitzer Carlo Pezzoli vermacht werde ...

Der letztere siedelte sich schon nach wenigen Wochen auf seinem einstigen, nunmehr völlig „entgeisterten" Hofe an ....

Die Trillerpfeife diente fortan dem jüngsten Sprößling als willkommenes Bubenspielzeug. Und hörte man dann und wann sonst auf dem Hofe herum pfeifen, so war's eine fröhliche Melodie aus dem Munde des Bauern oder eines seiner strammen Söhne.

Und die Leute haben auch jetzt, nach mehr als fünfzehn Jahren, noch allen Grund zum Zufriedensein, denn es geht ihnen in jeder Beziehung gut. Das einzige, was sie manchmal einen bitteren Wermuthstropfen in ihrem selbstgezogenen Nostrano verspüren läßt, ist der Gedanke, daß die selige Mutter an ihrem nunmehrigen Glücke nicht mehr teilnehmen kann.

Seit jenen Geschehnissen heißt Signor Carlo Pezzolis Liegenschaft im Volksmund „Cafischio", d. h. Pfeiferhof.

Und der mir letzte Woche das Ganze erzählte, ist der alte Bauer „Sciur Carl Pizzul", wie er im hiesigen Dialekte genannt wird, selber.

Vor zwanzig Jahren . . .

(Ein Brief.)

Lieber, alter Freund!

Heute ist mir, beim Aufstöbern alter Briefschaften, ein seit zehn Jahren nicht mehr gesehenes Bild unserer gemeinsamen Grenzbesetzung unter die Augen gekommen. Du weißt, ja, wir waren damals junge Auszüger-Milizen, noch unbeschwert von den großen Sorgen dieses Lebens und dem tiefen, zehrenden Leid der Enttäuschung.

Wie ich das Bild unserer strammen Kompagnie lange sinnend betrachte, schrumpft in meiner Erinnerung die Vergangenheit so sehr zusammen, daß es mir vorkommt, Du und ich und unsere Kameraden alle seien erst kürzlich in Reih' und Glied gestanden. Ist es möglich — und doch sind schon zwanzig Jahre über diese Zeit weggegangen!

Weißt Du noch, wie oft wir damals, bei beginnender „Kriegs"müdigkeit, zu erraten versucht haben, wie es nach zehn, zwanzig Jahren sein werde? Anno 1918 war unsere Verdrossenheit, die bohrende innere Wut über das „Nichtaufhörenwollen" der Schlächterei „da draußen" so groß, unsere Sehnsucht nach den wieder geordneten Verhältnissen so brennend, daß wir alle jederzeit einen Eid darauf schwören wollten, nach diesem letzten aller Kriege werde auf Erden endlich ewiger Friede sein, die abgeschlachtete und verblutete Menschheit den Weg ins „Paradies auf Erden" antreten.

Und heute? — Heute, nach zwanzig Jahren von Leid und Sorgen, bittern Erfahrungen und wehen Enttäuschungen, denke ich oft mit leiser Wehmut an jene Zeit zurück, die die

sorgloseste und glücklichste meines Lebens war. War's bei Dir nicht auch so? Nicht wahr, vergessen sind die Widerwärtigkeiten, die vielen Mißstimmungen, die grollende Empörung, die uns im Heer, als menschlicher Institution, ja auch nicht erspart blieben? Wie lächerlich und klein kommt uns das heute alles vor! Fast müssen wir uns dieser nichtigen, im Grunde ja auch so belanglosen unzufriedenen Tage schämen, wenn wir die fieberkranke, zerrissene und steuerlos ins Verderben rennende Zeit von heute gegenüberstellen, ohne Einhalt gebieten zu können.

Lieber Freund! Während ich Dir diese Erinnerungen schreibe, liebkost herrlicher Frühlingssonnenschein die wieder erwachte Natur. Im Garten vor meinem Fenster blühen beglückend die ersten Blumen. Im Geäst der Bäume nisten schon die Vögel und bald hören wir wieder den ersten Kukkucksruf!

Wie ich die Gesichter auf dem Bild vor mir betrachte und alle diejenigen zähle, von denen ich weiß, daß sie den strahlenden, blauen Frühlingshimmel nicht mehr sehen, komme ich auf eine Zahl von über fünfzig! Es vergeht fast kein Monat, da nicht einer unserer einstigen Kameraden zu jener großen Armee abberufen wird, von der es keine Rückkehr mehr gibt. Viele, zu viele sind gestorben. Von andern wissen wir gar nichts, sie befinden sich irgendwo in der weiten Welt, und einige hat das Leben zerschmettert. Wie wären unsere Reihen heute gelichtet, würden wir wieder Appell blasen. — So ist das Leben! Mit jedem Jahre wird es einsamer um uns und vielleicht müssen wir schon bald unsern toten Kameraden folgen.

Wir Jungens von damals sind inzwischen ins besonnene, währschafte Landsturmalter hinübergerutscht. Die Mädchen, mit denen wir im Jura, Tessin und in all' den andern Gegenden unseres schönen Landes geschäkert haben, würden wir heute kaum wiedererkennen, sie sind jetzt auch sorgengeplagte Mütter geworden. Und die Schulbuben, welche uns immer neugierig umschwärmten, haben auch schon bald die Landwehr erreicht. Ja, wahrhaftig, dieses Leben enteilt uns im Fluge. — Unter den gleichen Verhältnissen möchte ich aber nicht nochmals von vorn anfangen! Und Du? —

Leb' wohl, mein lieber Freund. Vielleicht machst Du es wie ich, als mein Kind hinzutrat und mich wegen unseres Kompagniebildes ausfragte. „Siehst du", sagte ich zu ihm, „das waren alles liebe, flotte Kameraden. Sie gingen mit mir im gleichen Schritt und Tritt."

Ich hoffe, Dich an unserer nächsten Zusammenkunft in Z.... wieder zu sehen. Bis dahin Gruß und Handschlag.

Dein Peter Christen.

Die Aufgabe der Kirche.

Von Emil Bünzli.

„... Damit ist aber auch die Aufgabe der Kirche in den geistigen Strömungen der Gegenwart gegeben: nämlich Salz zu sein zur Durchdringung und Verwandlung einer gottlosen Welt, wie es die heutige ist, in eine von Gott durchdrungene Welt, wo Liebe und Geist verwirklicht werden."

„... Immer und immer wieder hat die Kirche zu verkündigen, daß man die göttlichen Gesetze und Ordnungen nicht ungestraft verletzen darf:

Daß der Reiche notwendig krank werden muß, wenn sein Geld ihm einziger Lebenszweck ist, denn das bedeutet Entseelung des Lebens; daß Haß wie Salzsäure zerstörend auf die Seele wirkt, denn Haß reißt Abgründe auf und bedeutet Vernichtung und Tod. Daß das seelische Gleichgewicht nur aufrecht erhalten bleiben kann, wenn die Beziehungen von Mensch zu Mensch Liebe sind; daß der Friede und die innere Ruhe mit göttlicher Notwendigkeit schwinden müssen, wenn der Lebensgenuß zur Hauptsache wird.

Das Sammeln von Schätzen, die die Motten fressen, ist unvereinbar mit dem Reiche Gottes. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele? ..."

„... Laßt uns mit offenen Herzen und offenen Augen Irrenanstalten und Gefängnisse durchschreiten und ebenso mit unsern Mitmenschen verkehren. Ueberall hört und sieht man so viel von enttäuschten Menschen, von Nervenzusammenbrüchen, von Versagern in Liebe und Beruf, von Gewissensqual und Gewissensnot. Die Bibel weiß von all dem Jammer und all der Not. Gott ist ein strenger, aber gerechter Gott. Es liegt alles an der Seele — die ganze Endlichkeit wiegt den ewigen Wert der Seele nicht auf; denn die Seele gehört Gott. Jede Krankheit ist letzten Endes zu verstehen als das Leiden einer Seele, die ihren Sinn nicht gefunden, das heißt den Zugang zu Gott verloren hat. Keine noch so geistvolle Methode kann uns davon heilen. Wozu sind denn sonst alle Betäubungen durch Gifte und Vergnügungen, wenn wir imstande wären, uns selber zu helfen? Wir fliehen alle tausendfach vor uns selber und werden uns selber dabei untreu. Was wir aber damit fliehen wollen, ist die Leere, die Trostlosigkeit, der Ekel und die Verzweiflung, die Angst, die Unfähigkeit zum Leben überhaupt. Immer wieder klingt das eine Grundmotiv hindurch, nämlich dies: von der Angst und nichts als von der Angst befreit zu werden, das heißt vom Gefühl der Verworfenheit, der Schuld oder der Sünde ..."

„... Und unserer kranken zivilisierten Welt kann nur geholfen werden durch Rückkehr zur Religion Jesu Christi mit ihrer Klarheit und Heiligkeit, mit ihrer Ehrfurcht vor dem Schöpfergeheimnis und dem unendlichen Willen zur Nächstenliebe. Die großen Probleme in der Weltgeschichte sind nie anders gelöst worden als dadurch, daß sich der Einzelne umstellte, durch Umkehr und Veränderung seiner Einstellung zu Menschen und Dingen ..."

(Aus „Stellung und Aufgabe der Kirche". Referat gehalten am Kirchensonntag in der Kirche zu Biglen am 4. Februar 1934. Im Druck erschienen im Verlag S. J. Berthoud, Bern. Im gleichen Verlag ist auch das Referat „Dein Verhältnis zu Gott" und ist die Schrift „Kirche, Religion und Sozialismus" von Emil Bünzli, Lehrer in Bern, erschienen. Alle drei Schriften seien unseren Lesern warm empfohlen).

Rundschau.

Mussolini begründet.

Wir wissen schon, daß Italien neue Deflationserlebnisse vorhat. Es ist nun interessant, zu hören, wie der Staatschef die Notwendigkeit dieser Erlebnisse begründet.

Er stellt einmal den Großhandelsindex von 1926 dem von 1934 gegenüber: 691 gegen 275. Das heißt, im Großhandel sind die Waren durchschnittlich 2½ mal teurer gewesen, als sie heute sind. Im Kleinhandel etwa zweimal teurer, oder doch annähernd. Daraus schließt nicht nur in Italien, sondern so ziemlich überall der „Fachmann", die Löhne dürften sehr wohl gesenkt werden, und das Volk könne sich einrichten. Ja, es brauche nicht einmal Opfer im eigentlichen Sinne zu tragen. Die Verminderung der Löhne bedeute keine eigentliche Verminderung. Man könne mit weniger Geld heute gleichviel kaufen wie früher mit einer höhern Summe. Also her mit den Lohnkürzungen, und herunter mit den Preisen im Kleinhandel. Sie haben sich den gesenkten Großhandelspreisen noch lange nicht angepaßt.

In diesen Erwägungen fehlt das wichtigste. Und es ist verwunderlich, daß gerade ein „totaler Staat" hier untätig zuschaut, als wären die Tatsachen unabänderlich. Es geht nämlich um die Frage, ob der Sturz von 691 auf 275